

Vorwort des Autors

Es hieß, in seiner Jugend sei mein Urgroßvater lärmend und böse gewesen. In unserer Gegend gibt es für diesen Charakter ein gutes Wort: brüllig.

Bis ins hohe Alter hatte er eine Schrulle: Wenn eine Kuh, die sich von der Herde getrennt hatte, mit einem Glöckchen um den Hals an unserem Haus vorbeilief, ließ der Urgroßvater mitunter alles stehen und liegen und rannte auf die Straße, wobei er in der Eile mitnahm, was ihm gerade in die Hände fiel – seinen krummen Knüppel aus dem Holz der Vogelbeere, einen Stiefel oder einen Kochtopf. Noch auf der Schwelle warf er unter schrecklichen Flüchen der Kuh das nach, was er in seinen krummen Fingern hatte. Manchmal lief er dem erschrockenen Vieh hinterher und versprach ihm und seinen Besitzern alle irdischen Strafen.

„Ein wüster Doibel“, sagte die Großmutter über ihn. Das „ü“ im ersten Wort und das nachhallende „oi“ im zweiten faszinierten mich.

Das „ü“ ähnelte dem besessenen, fast dreieckigen, als wenn es nach oben heraustreten wolle, Auge des Urgroßvaters, durch das er, wenn er erregt war, starrte, wobei das andere Auge zugekniffen war. Was den „Doibel“ anging: Wenn der Urgroßvater hustete und nieste, sprach er, so schien es, das Wort aus: „Aahh ... Doibel! Aahh ... Doibel! Doibel! Doibel!“ Vermutlich sah der Urgroßvater den Teufel vor sich und brüllte auf ihn ein, um ihn zu verjagen. Oder er spuckte beim Husten jedes Mal einen Teufel aus, der sich in ihm versteckt hatte.

Silbe für Silbe, Großmutters „wüsten Doibel“ wiederholend, hörte ich mich in mein Geflüster ein: In den bekannten Worten bildeten sich plötzlich Luftzüge aus dem Vergangenen, als der Urgroßvater ein ganz anderer war – jung, böse und irre.

Großmutter erinnerte sich – als sie nach der Hochzeit mit Großvater in das Haus kam, verprügelte Urgroßvater „Mamanja“ – ihre Schwiegermutter, meine Urgroßmutter – ganz fürchterlich. Wobei die Schwiegermutter stattlich, stark, streng war, einen Kopf größer als Urgroßvater und mit breiteren Schultern, doch sie fürchtete ihn und gehorchte ihm widerspruchslos.

Um seine Frau zu schlagen, musste Urgroßvater auf eine Bank steigen. Von dort aus forderte er sie auf, zu ihm zu kommen, griff ihr in die Haare und schlug, mit der Faust weit ausholend, auf ihr Ohr.

Sie nannten ihn Sachar Petrowitsch.

„Wessen Junge ist das?“ – „Sachar Petrows“.

Urgroßvater war bärtig. Sein Bart war fast tschetschenisch, ein wenig gelockt, noch nicht ganz grau, obwohl die wenigen Haare auf Urgroßvaters Kopf ganz weiß, schwerelos und buschig waren. Wenn aus einem alten Kissen sich auf Urgroßvaters Kopf Flaum legte, dann konnte man das nicht sofort auseinanderhalten.

Den Flaum entfernte eines von uns angstfreien Kindern: weder die Großmutter, noch der Großvater oder mein Vater rührten jemals Urgroßvaters Kopf an. Wenn sie über ihn lästerten, dann nur in seiner Abwesenheit.

Von Wuchs war er klein, mit vierzehn war ich schon größer als er, obwohl zu dieser Zeit Sachar Petrow schon einen gekrümmten Rücken hatte, stark hinkte und ein wenig kürzer geworden war, er

war schon achtundachtzig oder neunundachtzig, im Ausweis stand eine Jahreszahl – ob er in einem anderen Jahr geboren war, früher oder später als im Dokument verzeichnet, hatte er mit der Zeit vergessen.

Großmutter erzählte, Urgroßvater sei nach dem sechzigsten milder geworden: aber nur zu Kindern. Er vergötterte seine Enkel, fütterte sie, unterhielt sie, wusch sie – nach den im Dorf geltenden Regeln galt das als ungewöhnlich. Die Kinder schliefen alle der Reihe nach bei ihm auf dem Ofen unter seinem riesigen flauschigen und stinkenden Schafspelz.

Wir fuhren oft zu Besuch in das Familienhaus, und wohl mit sechs widerfuhr mir mehrmals das Glück: der derbe, wollige, dichte Schafspelz. Noch heute erinnere ich mich an seinen Geruch.

Der Schafspelz war wie eine alte Sage; wir glaubten wirklich: sieben Generationen trugen ihn und konnten ihn doch nicht abnutzen; unsere ganze Sippe wärmte sich in seiner Wolle; mit ihm wurden neugeborene Kälber und Ferkel zugedeckt, die in die Hütte getragen wurden, damit sie in der Scheune nicht erfroren; in den riesigen Ärmeln fand lange Jahre eine stille Mäusefamilie Unterschlupf, und wenn man in den Lagerstätten, den Ecken und Winkeln des Pelzes lange genug suchte, konnte man vieles finden: Machorka, den vor einem Jahrhundert der Urgroßvater des Urgroßvaters nicht aufgeraucht hatte, ein Band aus dem Brautschmuck der Großmutter meiner Großmutter, ein von meinem Vater verlorenes angebissenes Zuckerstück, nach dem er in den Hungerjahren seiner Kindheit nach dem Krieg drei Tage lang vergeblich gefahndet hatte.

Ich aber fand es und aß es zusammen mit dem Machorka auf.

Nach Urgroßvaters Tod warfen sie den Schafspelz weg. Was ich auch immer einzuwenden hatte – er war uralt und stank schrecklich.

Den neunzigsten Geburtstag Sachar Petrows feierten wir aus Vorsorge drei Jahre hintereinander.

Urgroßvater saß, auf den ersten dummen Blick hin mit von Stolz geschwellter Brust, in Wirklichkeit aber lustig und ein bisschen listig: hab' ich euch schön hinters Licht geführt, hab' bis zum neunzigsten durchgehalten und alle gezwungen herzukommen.

Er zechte, wie alle bei uns, bis zum hohen Alter genau so viel wie die Jugend, und wenn er nach Mitternacht – das Fest hatte zu Mittag begonnen – fühlte, dass es reicht, erhob er sich vom Tisch und ging, die hilfsbereite Großmutter wegstoßend, zu seiner Lagerstatt, ohne sich umzuschauen.

Während Urgroßvater hinausging, schwiegen alle anderen am Tisch und rührten sich nicht.

„Er geht wie der Generalissimus...“, sagte meiner Erinnerung nach mein Taufpate, dem Blut nach mein Onkel, der im folgenden Jahr bei einer idiotischen Schlägerei getötet werden sollte.

Dass Urgroßvater drei Jahre im Lager auf den Solowki-Inseln gesessen hatte, erfuhr ich schon als Kind. Für mich war das fast dasselbe, als ob er unter Alexej dem Stillen[1] nach Persien gezogen wäre, um Brokatmäntel zu holen, oder es mit Swjatoslaw dem Rasierten[2] bis nach Tmutarakan geschafft hatte.

Darüber ließ sich die Familie nicht besonders aus, doch andererseits erinnerte sich Urgroßvater hin und wieder an Eichmanis oder den Zugführer Krapin oder den Dichter Afanasjew.

Lange Zeit dachte ich, dass Mstislaw Burzew und Kutscherawa Kriegskameraden des Urgroßvaters gewesen seien, erst später erriet ich, dass sie Mitgefangene waren.

Als mir Solowki-Fotos in die Hände fielen, erkannte ich wunderbarerweise sofort sowohl Eichmanis als auch Burzew und Afanasjew.

Mir erschienen sie fast wie enge, manchmal auch böse, Verwandte.

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, verstehe ich, wie kurz der Weg zur Geschichte ist – sie befindet sich nebenan. Ich berührte den Urgroßvater, Urgroßvater sah Heilige und Dämonen figürlich vor sich.

Eichmanis nannte er immer „Fjodor Iwanowitsch“; es war zu hören, dass Urgroßvater zu ihm ein Gefühl schwieriger Achtung hegte. Manchmal versuche ich mir vorzustellen, wie dieser schöne und nicht dumme Mensch, der Gründer von Konzentrationslagern in Sowjetrussland, getötet wurde.

Selbst erzählte mir der Urgroßvater nichts über das Leben in Solowki, obwohl er am gemeinsamen Tisch manchmal, wenn er sich ausschließlich an erwachsene Männer, vorwiegend an meinen Vater, wandte, irgendetwas dazu beiläufig sagte, wobei er jedes Mal so tat, als ob er eine kurz zuvor – vor einem, vor zehn oder vor vierzig Jahren – angefangene Geschichte beenden würde.

Ich erinnere mich, wenn meine Mutter sich vor den Alten brüsten wollte, indem sie prüfte, ob meine ältere Schwester mit den Hausaufgaben in Französisch zurechtkam, der Urgroßvater meinen Vater, der diese Geschichte wahrscheinlich schon kannte, daran erinnerte, wie er zufällig einen Auftrag zur Beerenlese erhielt und im Wald unerwartet auf Fjodor Iwanowitsch traf und der mit einem der Häftlinge französisch sprach.

Der Urgroßvater zeichnete schnell, in zwei, drei Sätzen, mit seiner heiseren und gedehnten Stimme irgendein Bild aus der Vergangenheit – und das Vergangene wurde sehr deutlich und sichtbar. Wobei das Aussehen des Urgroßvaters, seine Runzeln, sein Bart, der Flaum auf seinem Kopf, sein Lächeln – es erinnerte an den Laut eines auf einer Pfanne kratzenden Blechlöffels– nicht eine geringere, sondern eine größere Bedeutung als seine Worte hatten.

Außerdem gab es Geschichten über nackte Stämme im Eiswasser im Oktober, über riesige und ganz kleine Solowki-Reiser, über hingemetzelte Möwen und einen Hund namens Black.

Meinen schwarzen Mischlingswelpen habe ich auch Black genannt.

Ein Welpen erstickte beim Spielen ein Sommerküken und noch ein weiteres, das Gefieder verteilte er auf dem Aufgang, danach ein drittes ... na ja, eines Tages schnappte sich der Urgroßvater vom Welpen, als der hinter dem letzten Huhn auf dem Hof hinterher hüpfte, den Schwanz und schleuderte ihn mit großer Schwung an die Ecke unseres steinernen Hauses. Beim ersten Aufprall quietschte der Welpen erbärmlich, nach dem zweiten verstummte er.

Die Hände des Urgroßvaters verfügten weniger über Kraft als vielmehr über einen festen Griff. Die Abhärtung durch das Leben in den Solowezker Strohhütten dehnte seine Gesundheit auf ein ganzes Jahrhundert aus. An das Gesicht des Urgroßvaters erinnere ich mich nicht, höchstens an seinen Bart und den schiefen Mund, der immer etwas kaute; doch sobald ich die Augen schließe, sehe ich seine Hände mit den bläulich-schwarzen Fingern und schmutzigen lockigen Haaren. Den Urgroßvater hatten sie eingesperrt, weil er einen Milizionär bestialisch verprügelt hatte. Später entging er wie durch ein Wunder einer Verhaftung, als er mit bloßen Händen das zur Kollektivierung bestimmte Hausvieh umbrachte.

Wenn ich, besonders in betrunkenem Zustand, meine Hände betrachte, dann entdecke ich mit gewissem Schrecken, dass mit jedem Jahr aus ihnen die verdrillten Finger des Großvaters mit grauen harten Nägeln herauswachsen.

Seine Hosen nannte der Urgroßvater „Schären“, den Rasierer – „Waschbecken“, Spielkarten – „Heiligenkalender“; über mich sagte er einmal, als ich faul war und mit einem Buch im Bett lag: „Aha, da liegt ein Arbeitsloser...“ - aber nicht böse, sondern als Scherz, sogar zustimmend.

So wie er sprach niemand, weder in der Familie noch im ganzen Dorf.

Einige Geschichten des Urgroßvaters gab der Großvater auf seine Weise wider, mein Vater – in einer neuen Variante, mein Taufpate in einer dritten Form. Großmutter sprach hingegen über das Lagerleben des Urgroßvaters immer mitleidsvoll und vom weiblichen Standpunkt, manchmal in Widerspruch zur männlichen Ansicht tretend.

Jedoch fügte sich mit der Zeit das Gesamtbild ein wenig zusammen.

Über Galja und Artjom erzählte mir der Vater, als ich fünfzehn Jahre alt war; damals brach die Epoche der Enthüllungen und der Bereuungsnarretei gerade an. Vater stellte mir nebenbei und kurz das Sujet vor, das mich schon damals in Erstaunen versetzte.

Großmutter kannte die Geschichte auch.

Ich kann mir bis heute nicht vorstellen, wie und wann der Urgroßvater das alles dem Vater berichtet hatte – er war meist kurz angebunden, und doch hatte er es erzählt.

Später, als ich alle Erzählungen zu einem Bild zusammenfügte und mit dem verglich, was in Wirklichkeit war, gemäß den in Archiven aufgefundenen Berichten, Vorträgen und Rapports, bemerkte ich, dass beim Urgroßvater verschiedene Ereignisse zusammengefloßen waren und manche Ereignisse kurz nacheinander geschahen, während sie in Wirklichkeit sich über ein, manchmal auch drei Jahre hinstreckten.

Andererseits: was ist die Wahrheit anderes als das, woran man sich erinnert?

Die Wahrheit ist das, was im Gedächtnis haften bleibt.

Urgroßvater starb, als ich im Kaukasus frei, lustig, im Tarnanzug war.

Einer nach dem anderen versank fast unsere ganze Familie im Grab, nur die Enkel und Urenkel blieben – allein, ohne Erwachsene.

Wir müssen so tun, als seien jetzt wir die Erwachsenen, obwohl ich keine so großen Unterschiede zwischen mir als vierzehnjährigem und mir heute entdeckt habe.

Außer dass ich jetzt einen vierzehnjährigen Sohn habe.

Es ergab sich so, dass ich, immer wenn meine Alten starben, irgendwo weit weg war und nie zur Beerdigung kommen konnte.

Manchmal denke ich, dass meine ganze Verwandtschaft noch am Leben ist – wohin sollten sie auch verschwunden sein?

Ein paar Mal habe ich geträumt, dass ich in mein Dorf zurückkomme und nach dem Schafspelz meines Urgroßvaters suche, ich krieche durch Büsche und verletze meine Hände, laufe aufgeregt und sinnlos am Ufer des Flusses mit seinem kalten und schmutzigen Wasser entlang, gerate dann in eine Scheune: alte Rechen, alte Sensen, rostiges Eisen – all das stürzt zufällig über mir ein, ich habe Schmerzen, klettere irgendwie auf den Heuboden, durchwühle alles, erstickte vor Staub und huste: „Teufel! Teufel! Teufel!“.

Nichts finde ich.

Anmerkungen

1 Zar Alexej Michailowitsch, 1629 – 1676

2 Fürst Swjatoslaw Igorjewitsch, 942 – 972